

(Re-)Formbewusstsein.

Walter Müller-Seidel und die germanistische Erneuerung in den 1960er und -70er Jahren

Vortragsmanuskript von Karna Weduwen

*

Das vorliegende Manuskript entspricht mit geringfügigen Änderungen einem Vortrag, der am 27. Juni 2018 in der Bayerischen Akademie der Wissenschaften München anlässlich der Tagung „Die gegenwärtige Situation der Germanistik und ihre Vorgeschichte seit 1945. Gedenkveranstaltung zu Walter Müller-Seidels 100. Geburtstag“ gehalten wurde. Für die fruchtbare Diskussion und wertvolle Hinweise bedanke ich mich herzlich bei allen Tagungsteilnehmerinnen und Tagungsteilnehmern, insbesondere bei Anna Axtner-Borsutzky, Jörg Schönert und Friedrich Vollhardt.

*

(Re-)Formbewusstsein. Walter Müller-Seidel und die germanistische Erneuerung in den 1960er und -70er Jahren. Unter diesem Titel möchte ich heute einige fachhistorische Entwicklungen überschauen, die Walter Müller-Seidel in einem Interview mit Petra Boden aus dem Jahr 2003 pointiert zusammenfasste – und damit unterstrich, wie sehr ihn diese Entwicklungen geprägt hatten. Auf die von seiner Gesprächspartnerin eingangs gestellte Frage, „wie sich diese reformbewegte Zeit für ihn heute darstelle“, antwortete Müller-Seidel: „Es ging in solchem Reformdenken, das die meisten von uns beflügelte, nicht nur um das eigene Fach, sondern darüber hinaus um die bedrohte Lage der Geisteswissenschaften im Ganzen, um ein neues Verhältnis von Universität, Politik und Öffentlichkeit und nicht zuletzt um Verbesserungen im Verhältnis von Lehrer und Schüler, näherhin von Lehrstuhlinhabern und den ihnen zugeordneten Assistenten.“ (Boden 2003, 117f.) Jene Phase germanistischer Erneuerung bzw. Erneuerungsversuche wurde im fachhistorischen Rückblick unterschiedlich bezeichnet und damit historisch gedeutet: Von der ‚Reform‘, ‚Reformdiskussionen‘ und ‚Reformdruck‘ (vgl. Boden 2003) ist die Rede, Klaus-Michael Bogdal und Oliver Müller betiteln einen auf diese Zeit

bezogenen Sammelband mit *Innovation und Modernisierung* – und betonen damit die disziplingeschichtlichen Verflechtungen mit einer übergreifenden gesellschaftlichen Modernisierung –, von einer „Szientifizierung“ der Germanistik sprachen etwa Gerhard Kaiser und Rainer Rosenberg (Kaiser 2000, 393; Rosenberg 2001).

Versucht man einige prägende disziplinäre Reformtendenzen in den 1960er und 1970er Jahren zu bündeln – damit erzähle ich hier wenig neues, möchte es als Hintergrund meiner anschließenden Erörterung aber dennoch kurz aufrufen –, wären die folgenden zu nennen: Methodisch-theoretische Neuausrichtungen durch die Aneignung fachfremder sowie transnationaler Konzepte wurden gefordert und angestoßen. Dies sollte das literaturwissenschaftliche Fach im Sinne einer „durchgreifenden Szientifizierung“ (Schönert 2016, 238) auf ein einheitliches theoretisches Fundament stellen und es zugleich interdisziplinär und international anschlussfähiger machen. Gefordert und vermehrt praktiziert wurde zudem eine Öffnung und Erweiterung des literaturwissenschaftlichen Gegenstandsbereiches hin zu populärer Literatur und nicht-literarischen Unterhaltungsmedien. Durch die Einführung sozialgeschichtlicher, literatursoziologischer sowie rezeptionstheoretischer Ansätze wurden nunmehr Text-Kontext-Beziehungen stärker betont. Damit war auch eine Kritik an werkzentrierten, ‚divinatorisch-einfühlenden‘ Interpretationsmethoden wie der durch Emil Staiger und Wolfgang Kayser vertretenen Werkimmanenz verbunden, der von manchen Seiten vorgeworfen wurde, die geschichtlichen Kontextfaktoren literarischer Phänomene nicht ausreichend in den Blick zu nehmen. In institutionengeschichtlicher Hinsicht wurde die Germanistik im Zuge der allgemeinen Bildungsexpansion zum Massenfach. Zudem wurden die Fachbereiche der Allgemeinen und Vergleichenden Sprachwissenschaft, der Allgemeinen und Vergleichenden Literaturwissenschaft sowie der Fachdidaktik in die Hochschulgermanistiken integriert. Tradierte, auf einzelne Ordinariate ausgerichtete Fachbereichsstrukturen sollten durch steigenden Gestaltungseinfluss von Studierendenschaft und Mittelbau demokratisiert werden und es standen wichtige Studiengangsreformen (Stichwort ‚Modellstudiengang‘) an. Unter forschungspraktischen Gesichtspunkten ist seit dieser Phase eine Intensivierung kooperativer, germanistischer Forschungsformate beobachtbar. Die beanspruchte interdisziplinäre und internationale Öffnung implizierte darüber hinaus Appelle an deutlichere Aktualitäts- und Gesellschaftsbezüge literaturwissenschaftlicher Forschung – solche Appelle fügen sich in eine andauernde Debatte um die fragliche Relevanz des Faches im Hinblick auf soziostrukturelle Veränderungen der ehemaligen bildungsbürgerlichen Trägerschicht des Faches sowie die sich wandelnde gesellschaftliche Bedeutung von Literatur ein. All jene Reformbestrebungen und tatsächlichen Fachveränderungen waren begleitet und verflochten mit einer seit den 60er Jahren

zunehmend geführten Debatte um die Rolle der Germanistik während des Nationalsozialismus und dem weiter gefassten nationalistischen und bürgerlichen Erbe der Disziplin. Soviel zum groben Bild der damaligen Fachsituation und nun einige Worte darüber, was ich mit Blick auf Walter Müller-Seidels Sicht auf die germanistischen Reformprozesse für besonders spannend halte.

Die theoretisch-methodischen Debatten jener Zeit, die berechtigte Frage nach den *tatsächlichen* konzeptionellen Innovationen und der langfristigen Konvergenz in den heutigen literaturwissenschaftlichen Methodenpluralismus – werden im meinem Vortrag eine nur nachrangige Rolle spielen. Walter Müller-Seidels Sicht auf den methodischen Wandel der Germanistik und die methodengeschichtliche Verortung seiner Forschung bilden dementsprechend nicht mein zentrales Interesse. Vielmehr nehme ich den historischen Wandel von Forschungspraktiken in den Blick, welche die Wissenschaftsgeschichte der Naturwissenschaften bereits seit den 1980er Jahren beschäftigen. Unter dem Label des *practical turns* erforschen Wissenschaftshistorikerinnen und Wissenschaftshistoriker durch teilnehmende Beobachtung, durch Interviews oder die dichte Beschreibung von Forschungsinstrumenten, wie wissenschaftliches Wissen praktisch gewonnen wird. Sie verhelfen routinierten Arbeitstechniken und dem impliziten Praxiswissen von Forscherinnen und Forschern damit zu Sichtbarkeit und bieten Alternativen zu reiner Theorie-, Methoden bzw. Diskursgeschichte. Das wissenschaftshistorische Interesse an wissenschaftlicher Praxis und dem Stellenwert der materiellen Infrastruktur von Forschung ist für den Bereich der Geisteswissenschaften in einigen Ansätzen bereits vorhanden und erprobt. So entwickeln etwa Carlos Spoerhase und Steffen Martus seit einigen Jahren das in diese Richtung zielende Konzept einer *Praxeologie der Literaturwissenschaft*. Das Konzept sensibilisiert für das häufig implizit bleibende praktische *know how* von Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftlern, das sowohl die Erzeugung von Wissen wie auch die entsprechenden Forschungsergebnisse entscheidend prägt. Mit dem Fokus auf Walter Müller-Seidels Verhältnis zu germanistischen Erneuerungen der 1960er und 1970er Jahre fokussiere ich in meinem Vortrag einen ganz bestimmten Teil von Literaturwissenschaftspraxis: Den didaktischen Austausch zwischen germanistischer Lehrperson und dem akademischen Nachwuchs als ein (zentraler?) Ort literaturwissenschaftlicher Fachsozialisation. Ob und wie dieser Austausch von den Reformprozessen berührt war, steht in Frage. Dabei versuche ich – deswegen sind wir hier – Walter Müller-Seidels Sicht auf diesen Faktor germanistischer Reformprozesse und -diskussionen in den 1960er und 1970er Jahren herauszuarbeiten – aus dokumentierten Äußerungen, aus Selbstzeugnissen und aus nachträglichen Erinnerungen von ihm selbst und anderen.

Eines ist ganz klar und wird sich bereits in dieser Einführung meines Vortrages angedeutet haben: Aus meiner nachträglichen, wissenschaftshistorischen Perspektive ergibt sich ein Bild der germanistikhistorischen Reformphase und auch Walter Müller-Seidels Rolle darin, das von lebendigen Erinnerungen oder lebhaften Berichten abweicht. Auf Ihre Ergänzungen und Nachfragen, aber auch Ihre Einwände bin ich deshalb schon jetzt sehr gespannt und freue mich umso mehr auf die anschließende Diskussion. Anfügen möchte ich noch eine thematische Selbstbegrenzung: Die folgenden Ausführungen werden nicht einstimmen in die zahlreichen und sehr anregenden Auseinandersetzungen und Rückblicke auf das Jahr 1968 und wofür es als Chiffre steht. Denn meinen Fokus bildet die weiter gefasste Reformphase, ca. 1960 bis 1980, die in den Protesten der 68er sicherlich in gewisser Hinsicht kulminierte.

*

Als Walter Müller-Seidel 1960 als außerordentlicher Professor für Neuere deutsche Literaturgeschichte an die LMU München berufen wurde, war er in einen von ihm so bezeichneten „akademischen Großbetrieb“ geraten (Boden 2003, 120). So wie an vielen Universitäten des Landes erzwang der rasche Zuwachs an Studierenden die Einrichtung von germanistischen Parallellehrstühlen, zum Teil verschlechterten sich die Betreuungsschlüssel von Lehrenden gegenüber Studierenden, notwendig wurden die Aufstockung von Bibliotheksbeständen, die räumliche Erweiterung und Renovierung von zu kleinen und/oder kriegsbeschädigten Germanistikinstituten – was angesichts angespannter Haushaltskassen in manchen, mir aus Archivakten bekannten Fällen nur schleppend umgesetzt werden konnte. Um den Sprung zum germanistischen Massenfach zahlenmäßig vor Augen zu führen: „Zwischen 1960 und dem Ende der siebziger Jahre“, so Klaus-Michael Bogdal und Oliver Müller in ihrer Einleitung zu dem erwähnten Band zur germanistischen Modernisierung, „stieg das wissenschaftliche Personal von 289 auf 1397, die Zahl der Professoren von 65 auf weit über 200.“ (Bogdal/Müller 2005, 7). Das sind beeindruckende Zahlen und neben den soziostrukturellen Ursachen dafür wäre näher zu beleuchten, wie sich der quantitative Zuwachs an universitär ausgebildeten Germanistinnen und Germanisten auf deren Berufsperspektiven innerhalb und außerhalb der Hochschulen auswirkte. Stattdessen bleibe ich aber bei Müller-Seidels Wahrnehmung dieser Entwicklungen: „Mit der Einrichtung von Parallellehrstühlen war aber auch die Homogenität des Faches aufgebrochen. Der Pluralismus der Meinungen und Methoden war eingeführt; er hatte sich selbst eingeführt.“ (Boden 2003, 120) Obgleich der

Anstieg an germanistischen Lehrstühlen nicht zwangsläufig auch die institutionelle Verankerung von Methodenpluralismus bedeuten musste (und bedeutete), machte Müller-Seidel mit seiner Aussage deutlich: Die quantitativen Fachveränderungen waren mit dem qualitativen Disziplinwandel in der Tat verbunden. Zunächst ermöglichte die notwendige Einrichtung von germanistischen Parallellehrstühlen mancherorts und auch in München, konzeptuelle Neuausrichtungen auch institutionell zu verankern und damit sicht- und vermittelbar zu machen: So etwa die Erweiterung der Münchner Germanistik um die von Roger Bauer besetzte dritte Professur für Neuere deutsche Literaturgeschichte ab dem Wintersemester 1969/70; sie hatte den Zusatz *Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft* und trug damit der geforderten disziplinären Öffnung (und einer Überwindung nationalphilologischer Ausrichtung) Rechnung. Ein anderes Beispiel: Die Besetzung etwa einer Professur für *Neuere deutsche Literaturgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der Trivilliteratur* durch Hans Dieter Zimmermann an der Goethe-Universität Frankfurt ab 1975 verstetigte das, was Konrad Ehlich in der Rückschau den „Schock des Trivialen“ genannt hat (Ehlich 2004, XXXII). Ehlich spricht damit die damals angestoßenen literaturwissenschaftlichen Gegenstandserweiterungen an, auf die ich in der Einleitung bereits hingewiesen habe.

Die Verknüpfung von Massenfach und Methodenreform bringt mich zu Walter Müller-Seidels Umgang mit den pädagogischen Folgen jener Veränderungen, die mich hier interessieren: Ulrich Dittmann erinnerte sich anlässlich des vor sieben Jahren abgehaltenen Symposiums zur *Wissenschaftsgeschichte aus (auto-)biografischer Sicht*: „Professor Müller-Seidel nutzte die Stellenvermehrung, die nach der Pichtschen Ausrufung der Bildungskatastrophe erfolgte, für seine Leute ganz besonders weidlich aus. Er baute mit der Delegation auf Stipendien und allen möglichen Rochaden über kurzfristig freiwerdende Kollegenstellen dem Massenfach vor und schuf uns Arbeitsplätze, die dank seines Geschicks nicht ins Prekariat mündeten.“ (Dittmann 2011). Dittmann liefert den für das Vortragsthema wichtigen Zusatz, dass Müller-Seidel trotz der zunehmenden Studierendenzahl nicht darauf verzichtete, „Seminar- und Zulassungsarbeiten“ weiterhin selbst zu korrigieren. Jene enge Betreuungspraxis, die jeder arbeitsökonomischen Rationalität und modernistischen Arbeitsteilung entgegensteht, unterstreicht, dass der Münchner Germanist auf einem kontinuierlichen Bezug zwischen akademischem Lehrer und seinen Studierenden beharrte und diese für die literaturwissenschaftliche Sozialisation durchaus hochschätzte.

„Aus einem zu Stille und Einsamkeit neigenden Fach der Geisteswissenschaften war über Nacht etwas sehr anderes geworden“, empfand Walter Müller-Seidel angesichts des akademischen Großbetriebes in München (Boden 2003, 120). Seine Zeitdiagnose, dass sich die

geistes- und auch literaturwissenschaftliche Privilegierung von individueller, zurückgezogener Forschungspraxis damals veränderte und sich gewandelte, kooperative und projektförmige Praxisformen ergaben, bestätigt sich in fachhistorischen Rückblicken. Über den allmählichen Zuwachs an kooperativ betriebenen Forschungsprojekten in der Literaturwissenschaft gebe ich deshalb zunächst einen holzschnittartigen Überblick und verfolge dann, inwiefern sich Müller-Seidel an solchen forschungspraktischen Entwicklungen beteiligte.

Habe die kollektive Forschungspraxis – so etwa Hans-Otto Dill und auch Jörg Schönert in einem Aufsatz *Zu Nutz und Frommen kooperativer Praxis in der Literaturwissenschaft* von 2015 – in den Natur- und Technikwissenschaften eindeutig mehr Tradition, habe insbesondere die Wissenschaftsförderung seit den 1960er Jahren vermehrt gefordert, dass auch Geisteswissenschaftlerinnen und Geisteswissenschaftler in überregionalen Forschungsverbänden zusammenarbeiten. In diesem Jahr jähren sich nicht nur die Studentenproteste von '68, es feiern auch die Sonderforschungsbereiche der DFG ihr 50-jähriges Jubiläum – daneben etablierten sich die kooperativ- und projektförmigen Förderformate der Forschungsgruppen und Schwerpunktprogramme. Praktiziert wurde geisteswissenschaftliche Gruppenforschung dann beispielsweise in dem ersten, von Hans Ulrich Gumbrecht gegründeten geisteswissenschaftlichen Graduiertenkolleg an der Universität Siegen zu Beginn der 1980er Jahre, in zeitlich begrenzten Forschungsverbänden wie jener einschlägigen Münchner DFG-Forschergruppe zur Sozialgeschichte der Literatur ab 1979 oder der von Wilhelm Voßkamp am Bielefelder *Zentrum für Interdisziplinäre Forschung* geleiteten Forschungsgruppe zur literarischen Utopie 1980/81, in personenstarken Lexikon- und Zeitschriftenprojekten, aber auch in später eingerichteten Forschungskollegs und anderen geistes- und literaturwissenschaftlichen Kooperationsformaten, an die wir heute überaus gewöhnt sind. Die historische Beobachtung, dass die Anzahl projektförmiger Kollegialforschung seit 1960 zunimmt, darf aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass literaturwissenschaftliche Kooperationsformen durchaus an historische Traditionen anschließen, so in Form von „Sammlungs- und Archivierungsleistungen und daraus erwachsenden Wörterbüchern, Lexika und kritischen Text-Editionen“ (Schönert 2015, 304).

Die (sich damals vermehrt neu etablierten) projektorientierten Kooperationsformen weisen, so Schönert, eine Reihe gemeinsamer Merkmale auf: ihr arbeitsteiliges Vorgehen, ihre überregionale Organisationsform und die Öffnung für interdisziplinäre Zusammenarbeit, eine Tendenz zu flachen Hierarchien und auch der hohe Einsatz von Fördergeldern, die nicht selten von Stiftungen und anderen nicht-universitäten bzw. nicht-ministeriellen Geldgebern aufgebracht werden. Dadurch glichen sie sich „weithin den Arbeitsprinzipien der modernen Gesellschaft an“, so Schönert (Schönert 2015, 296). Für die disziplinären Wissenschaftskulturen,

für die räumliche Situierung von Individual- oder Gruppenforschung, für die epistemische Position und Funktion eines wissenschaftlichen Subjekts, aber auch für die Wissensproduktion selbst ist der Wechsel von Individual- zu Kollektivforschung facettenreich und bedeutungsvoll. Was dies für das literaturwissenschaftliche Betreuungsverhältnis heißen konnte, erörtere ich nach einer bilanzierenden Reflexion darüber, wie sich Walter Müller-Seidel zu jenen kooperativen Praxisformen verhielt. Erscheint er rückblickend als germanistischer Projektarbeiter?

Zu erwähnen sind mit Blick auf Walter Müller-Seidels wissenschaftliche Kooperationspraxis nicht nur seine enge Zusammenarbeit mit den Münchner Mitarbeitenden oder die kollegiale Arbeit an Editionen, sondern vor allem seine vielfältigen Engagements und Mitgliedschaften in verschiedenen literaturwissenschaftlichen Gesellschaften und Akademien, aber auch in hochschulpolitischen Gremien. Ich beschränke mich auf eine Auswahl: die deutsche Schillergesellschaft ab 1961, die Bayerische Akademie der Wissenschaften, sein Vorsitz des Germanistenverbandes von 1968–1972, seine Mitgliedschaft in der germanistischen Kommission der DFG ab 1967, der Vorsitz der Kleist-Gesellschaft, und seine Mitgliedschaft in der Goethe-Gesellschaft Weimar ab 1979. Das Mitwirken an diesen wissenschaftlichen Vereinigungen unterscheidet sich meinem Eindruck nach in einigen Punkten strukturell von den sich damals mehrenden projektförmigen Kooperationsformen. Die Mitarbeit in akademischen Gesellschaften erforderte nicht unbedingt, sich für einen mittelfristigen Zeitraum aus der eigentlichen institutionellen Anbindung herauszulösen. Die Herausgeberschaft eines Jahrbuchs oder die Mitgliedschaft in einer Gesellschaft ist zudem an übergreifenderen Themen orientiert – anders als zeitlich begrenzte kooperative Forschungsprojekte, in denen gemeinsam auf „kurz- bis mittelfristige Ergebnisse“ hingearbeitet wird (Schönert 2015, 296). Zudem scheinen – hier müssten aber empirische Studien die genauen Unterschiede einholen – sich die Finanzierungen von kooperativer Projektforschung und der gemeinsamen Forschung in Akademien und literarischen Gesellschaft zu unterscheiden – erstere wäre mehr der Finanzierung durch Stiftungen und durch andere, zum Teil private, nicht-ministerielle und nicht-universitäre Geldgeber zuzuordnen – das schließt teils mehrstufige Antragsstellungen ein. Akademien und Gesellschaften sind meiner bescheidenen Übersicht nach stärker über Mitgliederbeiträge, die Zuschüsse individueller Geldgeber und Geldgeberinnen und durch ministerielle Förderung getragen. Für die Vorbereitungen, die langfristige Planbarkeit und auch für die inhaltlichen Zielsetzungen sind solche Finanzierungsunterschiede selbstverständlich nicht ohne Einfluss.

Walter Müller-Seidel hat sich offenbar weniger an jenen Kooperationsformen neueren Typs und mehr an den traditionellen Formen literaturwissenschaftlicher Zusammenarbeit beteiligt. In jedem Fall passt dieser Eindruck zu Walter Müller-Seidels Haltung zum

institutionellen Wandel der Universität, mit der er sich 1977 an den damaligen Münchner Universitätspräsidenten Nikolaus Lobkowicz wandte. In einem Brief an Lobkowicz formuliert er eine Skepsis gegenüber geisteswissenschaftlicher, insbesondere interdisziplinärer Projektforschung, die in überregionalen Zusammenschlüssen abgeschieden von der Hochschule Forschende zusammenbringt – in Archiven, Bibliotheken oder in Museen. Durch eine solche „Auswanderung der Forschung aus den Räumen der Universität“ seien Universitäten für eine Öffentlichkeit nicht mehr als der Ort adressierbar, an dem wissenschaftliches Wissen entsteht (Müller-Seidel 1977, 2). Zwischenfachlicher Austausch, so Müller-Seidel, müsse weiter unter dem universitären Dach gepflegt werden – und nicht außerhalb dessen. Diese Überzeugung fügt sich in Müller-Seidels Bedenken gegenüber wissenschaftlicher Spezialisierung, die sicherlich auch an jene seines Heidelberger akademischen Lehrers Karl Jasper erinnert. In dem von Wilfried Barner und Christoph König 1996 herausgegebenen Band *Zeitenwechsel* schließt Müller-Seidel seinen Beitrag *Zur geistigen Situation der Zeit – um 1945* mit: „Denn die Aufteilung eines größeren Ganzen in kleine und kleinste Fachbereiche, in Nischen, Sektöchen und familienähnliche Gruppen kann man als eine Fehlentwicklung anderer Art bezeichnen, weil es in Erinnerung an die Katastrophen unseres Jahrhunderts zunehmend nicht mehr nur auf hochspezialisierte Wissenschaften ankommt, sondern mehr noch auf ihre humanen Grundlagen.“ (Müller-Seidel 1996, 425)

An einer ausgelagerten literaturwissenschaftlichen Kooperationspraxis müsste ihn ein weiterer Aspekt gestört haben: Die durch Projektforschung gefährdete Einheit von Lehre und Forschung. Erlauben Sie mir, hierfür eine kleine Anekdote, sozusagen aus dem Alltag einer angehenden Wissenschaftshistorikerin, zu schildern: Kürzlich geriet ich in eine Unterhaltung mit einer Zugreisenden, die – wie sich herausstellte – um 1980 Geschichts- und Literaturwissenschaft an der Universität Bielefeld studiert hatte. Natürlich hatte sie bei den einschlägigen Bielefelder Professoren beider Fächer studiert, bei Reinhart Koselleck und Hans-Ulrich Wehler, bei Wilhelm Voßkamp und auch Norbert Elias hatte sie während seines langen Aufenthaltes am *Zentrum für Interdisziplinäre Forschung* gehört. Als Voßkamp mit seinem damaligen Assistenten Jürgen Fohrmann die einjährige Forschungsgruppe zur *Funktionsgeschichte literarischer Utopien in der frühen Neuzeit* (1980/81) leitete, waren dafür etliche prominente Literaturwissenschaftler (und auch einige Geisteswissenschaftler benachbarter Disziplinen) nach Bielefeld gekommen. Die Forschungsgruppe veranstaltete wöchentliche Vorlesungen im Audi-Max der Universität Bielefeld und organisierte während der zwei Semester ihres Bestehens drei große Symposien, um von einem universitären und auch außer-akademischen Publikum wahrgenommen zu werden – und die Einzel- und Zwischenergebnisse ihrer Gruppenforschung

vorzustellen. Auch die lokale Presse folgte den Utopieforschungen auf Schritt und Tritt – das belegen zahlreiche Presseberichte über die Veranstaltungen der ZiF-Gruppe. Als Literaturwissenschaftsstudentin hatte meine Zugsnachbarin damals aber trotzdem nichts von der ZiF-Forschungsgruppe mitbekommen. Mögen dafür auch Zufälle oder andere Fachinteressen der damaligen Studentin verantwortlich gewesen sein, deutet es aus meiner Sicht trotzdem eine strukturelle Distanz zwischen kollegialer, mittelfristiger Projektforschung und Lehre an: Einrichtungen wie das ZiF in Bielefeld sind auf Forschung und nicht primär auf Lehre ausgerichtet, und auch andere geisteswissenschaftliche Großprojekte wie das der Poeten und Hermeneuten haben – jedenfalls unmittelbar – wenig mit der Ausbildung von angehenden Literaturwissenschaftlerinnen und Literaturwissenschaftlern zu tun. Professorinnen und Professoren werden zur Projektteilnahme zum Teil ja geradezu damit gelockt, während dieser Zeiten von Lehraufgaben befreit zu sein. Sicherlich gilt das nicht flächendeckend: Fraglos zu differenzieren wären unterschiedliche Formen geisteswissenschaftlicher Projektforschung – mit ihren je spezifischen Konsequenzen für die (un-)mittelbare Nähe oder Distanz zu universitären, alltäglichen Lehraufgaben. Walter Müller-Seidel mit seiner überzeugten Befürwortung der im Sinne der Humboldt'schen Universitätsidee erfüllten Einheit von Forschung und Lehre musste einer Entzweiung, wie sie aus seiner Sicht durch universitär ausgelagerte Projektforschung begünstigt wurde, kritisch gegenüber gestanden haben. An Universitäten dürfe weder nur gelehrt, noch nur geforscht werden, betonte er auch gegenüber Petra Boden in dem schon erwähnten Interview. Seien Hochschullehrer zu überlastet, um zu forschen *und* zu lehren, sollten seiner Meinung nach keine abgesonderten Forschungsinstitute gegründet – sondern ihre Überlastung reduziert werden (vgl. Boden 2003, 127).

Den kleinen Parcours durch Walter Müller-Seidels Reformwahrnehmungen schließe ich mit (notwendig verkürzten) Anmerkungen darüber ab, wie er die disziplinäre Debatte über die Rolle der Germanistik während des Nationalsozialismus einschätzte. Dabei geht es im Sinne meines Interessenfokus insbesondere darum, wie sich die Vergangenheitsreflexionen und innerfachlichen Auseinandersetzungen auf den pädagogischen Bezug zwischen Lehrenden und Lernenden auswirken konnten. Zunächst als Überblick: Gegenüber Petra Boden nannte Müller-Seidel vier Zusammenkünfte, die er als für die Auseinandersetzung prägend ansah und die seiner Einschätzung nach „vor weiteren Spaltungen bewahrt und das Fach vorangebracht“ haben (Boden 2003, 135): *Erstens* das einer Reihe von Ordinarien vorbehaltene und von Benno von Wiese als damaliger Vorsitzender des Deutschen Germanistenverbandes einberufene Treffen in Mainz im Jahre 1965, *zweitens* den berühmten Germanistentag 1966 zum Thema *Nationalismus in Germanistik und Dichtung* sowie *drittens* und *viertens* die Germanistentage in Berlin (1968) und

Stuttgart (1972), letzterer unter Müller-Seidels Leitung als Verbandsvorsitzender. Sowohl die Debattengeschichte als auch der kontroverse Status der NS-Aufarbeitung innerhalb des germanistischen Faches erscheinen zu komplex und sensibel, um beides in diesem Rahmen einer umfassenden Bilanz zu unterziehen. Fokussieren werde ich mich deshalb auf das hier leitende Interesse daran, wie und ob sich eine Verbindung zwischen der Vergangenheitsdebatte der Germanistik und dem Verhältnis von Lehrer- und Schülerschaft beobachten lässt.

Müller-Seidel gehörte einer studentischen, dann selbst lehrenden und forschenden Generation an, die sich auf intensive Weise mit der Frage zu beschäftigen hatte, inwiefern die germanistische Leistung eines akademischen Lehrers vor dessen biografischem Hintergrund zu bewerten sei. Würde man von jemandem in das germanistische Fach eingeführt werden können, um dessen biografische „Verfehlungen“ – ein Begriff, den Müller-Seidel benutzte – man wusste (Boden 2003, 133)? Konnte und durfte die Beurteilung von akademischer Leistungsfähigkeit und Vorbildhaftigkeit von der forschenden Person getrennt betrachtet werden? Oder abstrakter formuliert: Sind epistemisches und biografisches Subjekt überhaupt auseinanderzudenken? Drängt es sich bei solchen Fragen fraglos auf, prominente Fälle des Fachs zu diskutieren, bleibe ich bei einer beobachtbaren fachinternen Reaktionsmöglichkeit, mit diesen Verhaltensfragen umzugehen: Eine Antwort (nicht Müller-Seidels Antwort) auf diese Fragen konnte passend zum damals verstärkten Theorieappell und zur „Auratisierung des Theoriebegriffs in den sechziger Jahren“ (Amslinger 2017, 21) darin bestehen, anstelle der Orientierung am individuellen Lehrervorbild eine stärker theorie- und methodengeleitete Literaturwissenschaftspraxis zu fördern – und damit in gewisser Weise eine Fachsozialisation zu ermöglichen, in der individuelle Bezüge zwischen germanistischen Lehrpersonen und ihrer Studierendenschaft eine geringere Rolle spielen würden. Dazu möchte ich Siegfried J. Schmidts retrospektive Erinnerungen an den Entwurf einer Empirischen Literaturwissenschaft von 2005 zitieren, in der sich ein Konnex zwischen theorie- und methodengeleiteter Literaturwissenschaft und der Vergangenheitsdebatte andeutet. Schmidt berichtet davon, dass sich in der germanistischen Nachkriegs-Studierendenschaft ein Widerstand gegen die noch virulente Annahme bildete, literaturwissenschaftliche Könnerschaft sei auf angeborenes, individuelles Talent angewiesen – und dass die einzelnen Gelehrtenpersönlichkeiten anhaftende Aura durch die teilweise öffentlich werdenden Enthüllungen nationalsozialistischer Fehlritte „besonders eklatant zusammenbrach“ (Schmidt 2005, 59). Er erinnert sich weiter: „Dieser Widerspruch bekam nun wissenschaftlich relevante Substanz in dem Versuch, durch Methodologisierung literaturwissenschaftlicher Forschung, durch Operationalisierung der Problemlösungsschritte und durch Entwicklung einer wohldefinierten Fachsprache, die Literaturwissenschaft als theoriegeleitetes

Problemlösungsverfahren jedem Studierenden zugänglich und nachvollziehbar zu machen.“ (Schmidt 2005, 59) Schmidts Rückschau deutet an, dass die programmatische Aufwertung von Theorie und verbindlicher Terminologie dazu dienen konnte, literaturwissenschaftliche Forschungspraxis nicht mehr (nur) von einem geübten Individuum zu erlernen, sondern durch den Zugriff auf eine abstrakte „Problemlösungsverfahren“. Auch Theorien, Methoden und Termini sind zwar offensichtlich menschengemacht und werden – etwa im Sinne Thomas Kuhns – von *scientific communities* sozial getragen und etabliert. Nichtsdestotrotz schien ihnen aber zeitweilig das Versprechen anzuhafeln, den Erwerb von disziplinärem Problembewusstsein und den wissenschaftlichen Umgang mit Texten zu einem Lernakt zu machen, der zumindest stellenweise nicht auf der Nachahmung eines geübteren Gegenübers beruht. In einer Einführung dazu, was Philologie sei, beschreibt Marcel Lepper den Unterschied zwischen literaturwissenschaftlicher Gelehrsamkeit und Forschung folgendermaßen und deutet damit Ähnliches an: „Heroisiert das Wissenschaftssystem seine Gründungsfiguren, so bringt das moderne Forschungsverständnis gegenüber dem Gelehrsamkeitsbegriff doch einen entscheidenden Versachlichungsschub, Demokratisierungsschub, zugleich Entindividualisierungsschub.“ (Lepper 2012, 144)

Der Wunsch nach methodischer *Entindividualisierung* lässt sich vor diesem Horizont zumindest auch teilweise daraus erklären, dass das Vertrauen zu ‚vergangenheitsbelasteten‘ Lehrpersonen ins Wanken geraten war und es dadurch generell als problematischer wahrgenommen wurde, sich akademische Lehrer zum Vorbild zu machen, die sich während der NS-Zeit möglicherweise verhängnisvoll verhalten hatten. Die von den 68’ern formulierte Skepsis gegenüber ihrer Vätergeneration steht augenscheinlich exemplarisch für eine solche Ablehnung. Walter Müller-Seidel selbst plädierte in seiner Unterhaltung mit Petra Boden für einen konsequent kritischen, dabei zugleich für einen differenzierten Umgang mit biografischen Fehlritten akademischer Kollegen und Lehrer. Für wichtig hielt er es beispielsweise – ohne damit die Absicht zu verfolgen, nationalsozialistisches Verhalten „zu entschuldigen oder zu beschönigen“ (Boden 2003, 132) –, wie Fachkollegen rückblickend mit ihrem Fehlverhalten umgingen, ob sie daraus Konsequenzen für ihre Stellung im akademischen Feld zogen oder nicht. Mit Blick auf die hier zentrale Frage nach dem Zusammenhang zwischen Lehrer/Schüler-Verhältnis und Vergangenheitsdebatte scheint ihm wichtig gewesen zu sein, das prinzipielle Konzept eines intensiven Austauschs zwischen germanistischer Lehrperson und literaturwissenschaftlich Lernendem vor dem Horizont der Vergangenheitsdebatte nicht pauschal aufzugeben bzw. durch alternative Lernkonzepte zu ersetzen. Aus seiner im Interview mit Petra Boden deutlich werdenden Sicht machte die Debatte über die NS-Verstrickungen

germanistischer Akademiker den engen Bezug zu Lehrenden sehr wohl komplexer und sie erzwang Aufklärung und Konsequenzen, vollends gekappt werden sollte er deshalb aber nicht.

Zum Schluss eine Bilanz: Im Sinne Georges Canguilhems dient die wissenschaftshistorische Beschäftigung nicht nur der disziplinären Gedächtnispflege, sondern kann als ‚epistemologisches Labor‘ fungieren. Es erschließt einen Raum an historisch gewesenen Möglichkeiten, germanistische Forschung und Lehre zu betreiben. An Walter Müller-Seidels Haltungen dazu, wie man inmitten einer sich transformierenden Disziplin literaturwissenschaftlich ausbilden könne, sind solche Möglichkeiten beschreib- und diskutierbar. Müller-Seidel musste eine emphatische Auffassung des literaturwissenschaftlichen Lehrers gehabt haben – davon zeugt nicht zuletzt die zahlreiche Anwesenheit seiner Schülerinnen und Schüler bei dieser Tagung. Er hielt daran fest, dass literaturwissenschaftliche Arbeitstechniken und ihre forschungspraktische Epistemologie durch die Imitation und eine kreative Auseinandersetzung mit einem geübten Gegenüber entwickelt werden könnten – und dies trotz zeitbedingter Widerstände und Gegenentwürfe: Nicht (nur) durch die Operationalisierung einer abstrakten Theorie und den Zugriff auf ein intersubjektiv verfügbares Methodenset würde man in die literaturwissenschaftliche Forschungspraxis eingeführt, sondern, indem man aus den Erfahrungen, vielleicht reflektierten Fehlern und dem implizit gewordenen Wissen einer Lehrerfigur lernte. Dieser enge Bezug war aber – das bezeichnet den benannten Widerstand – in einer Zeit alles andere als unproblematisch, in der man von Literaturforschenden lernte, denen zum Teil tatsächliche biografische Verfehlungen vorgeworfen werden mussten. Eine zunehmende Projektstruktur literaturwissenschaftlicher Forschung gefährdete die Einheit von Forschung und Lehre und der stete Zuwachs an literaturwissenschaftlichem Personal sorgte zudem für personelle Unübersichtlichkeit. Das, was Germanisten wie Emil Staiger oder Wolfgang Kayser als auratische Gelehrtenpersönlichkeiten verkörperten, ging als literaturwissenschaftlicher Habitus zunehmend verloren. Die von Marcel Lepper genannte Entindividualisierung, zumal mit Blick auf das Erlernen literaturwissenschaftlicher Forschungspraktiken, scheint aber keineswegs Walter Müller-Seidels Antwort auf eine sich erneuernde germanistische Disziplin gewesen zu sein.

Literaturverzeichnis

- Amslinger, Julia: Eine neue Form von Akademie. *Poetik und Hermeneutik* – die Anfänge. Paderborn 2017.
- Boden, Petra: Reformarbeit als Problemlösung. Sozialgeschichtliche und rezeptionstheoretische Forschungsansätze in der deutschen Literaturwissenschaft der 60er und 70er Jahre – eine Vorbemerkung und drei Interviews. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 28 (2003), H.1, S. 111–170.
- Bogdal, Klaus-Michael / Müller, Oliver (Hg.): Innovation und Modernisierung. Germanistik von 1965 bis 1980. Heidelberg 2005.
- Dittmann, Ulrich: ‚1968‘, das Institut für Deutsche Philologie und Walter Müller-Seidel. [Vortrag im Rahmen des Symposiums „Wissenschaftsgeschichte aus (auto-)biographischer Sicht“, 2. Juli 2011]. URL: <http://www.walter-mueller-seidel.de/WMS1968> (aufgerufen: 11.10.2018).
- Ehlich, Konrad: Germanistische Entgrenzungen. In: Walter Erhart (Hg.): Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung? Stuttgart/Weimar 2004, S. XXV–XLI.
- Lepper, Marcel: Philologie zur Einführung. Hamburg 2012.
- Müller-Seidel, Walter: Ein Brief an den Präsidenten der LMU München zur „Rückgewinnung der Universität als Universität“ (12.10.1977, 5 Seiten). URL: <http://walter-mueller-seidel.de/file/download/id/40> (aufgerufen: 18.10.2018).
- Müller-Seidel, Walter: Zur geistigen Situation der Zeit um 1945. In: Wilfried Barner und Christoph König (Hg.): Zeitenwechsel. Germanistische Literaturwissenschaft vor und nach 1945. Frankfurt a. M. 1996, S. 418–425.
- Rosenberg, Rainer: Die Semantik der ‚Szientifizierung‘. Die Paradigmen der Sozialgeschichte und des linguistischen Strukturalismus als Modernisierungsangebot an die deutsche Literaturwissenschaft. In: Georg Bollenbeck und Clemens Knobloch (Hg.): Semantischer Umbau der Geisteswissenschaften nach 1933 und 1945. Heidelberg 2001, S. 122–131.
- Schmidt, Siegfried J.: Interdisziplinarität – Empirisierung – Medienorientierung. Stationen eines glücklichen Scheiterns. In: Klaus-Michael Bogdal und Oliver Müller (Hg.): Innovation und Modernisierung. Germanistik von 1965 bis 1980. Heidelberg 2005, S. 53–64.
- Schönert, Jörg: Zu Nutz und Frommen kooperativer Praxis in der Literaturwissenschaft. In: Ralf Klausnitzer, Carlos Spoerhase und Dirk Werle (Hg.): Ethos und Pathos der Geisteswissenschaften. Konfigurationen der wissenschaftlichen Persona seit 1750. Berlin 2015, S. 295–319.
- Schönert, Jörg: Durchsetzungsstrategien für Wissensansprüche in der literaturwissenschaftlichen Praxis 1965–1985. In: *Scientia Poetica* 20 (2016), S. 234–253.